

Indogermanistik am Wendepunkt? Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung einer Disziplin *

Einleitung

„In Gießen [haben gegenüber] Medizin und Naturwissenschaften die ‚nutzlosen‘ Fächer einen besonders schweren Stand.“ So formulierte es vor einigen Jahren der Volkskundler Alfred Höck in seinem Beitrag „Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen“. Auch das Fach, das ich vertrete, die vergleichende Sprachwissenschaft, worunter insbesondere die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft zu verstehen ist, gehört nicht zur naturwissenschaftlichen Fakultät. Doch ist es ein nutzloses Fach? In der Tat häufen sich seit einiger Zeit Stimmen, die dies behaupten. Man hört als erstes: In der Indogermanistik, deren Untersuchungsgegenstand die jeweils am frühesten bezeugten, miteinander verwandten Sprachen in einem von Sri Lanka bis Island reichenden Raum sind, beschäftige man sich mit Sprachen, die eh keiner mehr spricht. Altindisch, Hethitisch, Tocharisch usw. seien längst ausgestorbene Sprachen.

Ein zweiter Vorwurf ist: Das Anliegen der Indogermanistik, aus diesen oftmals längst ausgestorbenen Sprachen eine gemeinsame Grundsprache zu rekonstruieren, sei sinnlos, denn diese Grundsprache sei schließlich nirgends belegt. Wozu also das Ganze?

Als dritter Vorwurf kommt hinzu: Da der Sprachvergleich am leichtesten auf lautlicher Ebene, und zwar mit den Naturgesetzen vergleichbaren Lautgesetzen, geführt

werden kann, gehe es in der Indogermanistik hauptsächlich um Lautliches. Die Betrachtung größerer sprachlicher Einheiten wie etwa von Sätzen sei nur peripher.

Und schließlich als viertes und wichtigstes Argument gegen das Fach Indogermanistik: In der Indogermanistik sei alles schon erforscht. Das Wesentliche sei bereits durch die hervorragenden Gelehrten des 19. Jahrhunderts geleistet worden.

Ein Vertreter des Faches Indogermanistik muß selbstverständlich der Auffassung sein, daß derartige Vorwürfe nicht haltbar sind. Um sie zu entkräften, wird folgender Weg beschritten: Als erstes werden die Gebiete vorgestellt, mit denen sich die Indogermanistik auf jeden Fall zu beschäftigen hat. Zweitens weisen wir auf Berührungen mit Nachbargebieten hin. Drittens soll anhand von Beispielen aus meinen eigenen Forschungen exemplarisch gezeigt werden, wie neue Forschungsansätze in der Indogermanistik fruchtbar gemacht werden können, wobei eine Rolle spielt, daß ich neben der indogermanischen Sprachwissenschaft auch die allgemeine Sprachwissenschaft vertrete. Damit kommen wir zu dem im Titel der Antrittsvorlesung angesprochenen Begriff „Wendepunkt“. Wie so viele Begriffe der Sprachwissenschaft ist auch dieser Begriff metaphorisch zu verstehen. Auf der linken Seite des Wendepunkts stehen die Bereiche, die teilweise zwar schon gut aufgearbeitet sind, die aber nach wie vor zum Aufgabenkatalog der Indogermanistik gehören und demzufolge weiterhin erforscht werden müssen. Diesen stehen auf der rechten

* Anmerkungen und Literatur bei der Verfasserin.

Seite Bereiche gegenüber, in denen die neuen Forschungsansätze zu neuen Fragestellungen oder zur erneuten Bearbeitung schon behandelter Fragen führen. Im folgenden wird das Hauptaugenmerk auf die neuen Bereiche rechts des Wendepunkts gelenkt, weil ich auf diesen Gebieten bereits gearbeitet habe und weiterarbeite. Auf diese Weise möchte ich mein Forschungsprogramm in der vergleichenden Sprachwissenschaft vorstellen. Da jedoch zwischen dem, was links vom Wendepunkt steht, und den Bereichen auf der rechten Seite Interdependenzen bestehen, sind meine Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik im Sinne von Gewichtsverlagerungen zu verstehen.

Hauptteil

Die Hauptaufgabenbereiche der Indogermanistik

Es bleibt nach wie vor Aufgabe der Indogermanistik, die jeweils ältesten Sprachen eines jeden indogermanischen Sprachzweigs genau zu beschreiben, die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede zu erklären und ihre Verwandtschaftsbeziehungen, auch ihre Entwicklungsgeschichte darzustellen. Durch die Breite des Faches bedingt, spielen bei der Beschäftigung mit Sprachen unterschiedlicher Kulturen und Zeiten nicht nur sprachliche, sondern auch kulturhistorische sowie religions- und geistesgeschichtliche Aspekte eine bedeutende Rolle.

Weil die Indogermanistik nicht auf die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der indogermanischen Einzelsprachen verzichten kann, kann sie auch nicht darauf verzichten, der lautlichen Seite von Sprachen gebührende Beachtung zu schenken. Dabei spielt der schon genannte Begriff „Lautgesetz“ eine wichtige Rolle. Was ist ein Lautgesetz? Ein Lautgesetz ist

eine aufgrund des Sprachmaterials feststellbare Regel für einen abgeschlossenen lautlichen Prozeß, der in einer Reihe von Wörtern unter den gleichen Bedingungen erfolgt. So kann zum Beispiel anhand von Lautgesetzen erwiesen werden, daß so unterschiedliche Lautungen wie griechisch γυνή „Frau“, armenisch *kin* und im Anatolischen keilschriftluwisch *uana-* sogenannte Gleichungen bilden und auf eine gemeinsame Vorform zurückgehen (**g^wen^o*), daß aber etwa so gleich klingende Wörter wie lateinisch *deus* und griech. θεός „Gott“ nicht auf einer gemeinsamen Vorform beruhen. Lautgesetze sind für die Aufstellung von Sprachverwandtschaften enorm wichtig. Denn daß eine Sprache der indogermanischen Sprachfamilie zuzuordnen ist, kann am überzeugendsten mit Hilfe von Lautgesetzen erwiesen werden.

Weiterhin gehört es zum Aufgabenbereich der Indogermanistik, aus den indogermanischen Einzelsprachen eine gemeinsame Grundsprache zu rekonstruieren. Die Rekonstruktion der Grundsprache, deren Existenz man für das 3./4. Jahrtausend vor Christus ansetzt, ist aus zweierlei Gründen wichtig.

Der erste Grund betrifft die indogermanischen Einzelsprachen selbst; der zweite die Lebensverhältnisse der Sprachträger der indogermanischen Grundsprache. Der erste Grund: Die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache ist notwendig, weil von der Basis dieser Grundsprache aus sich Rückschlüsse auf die grammatischen und lexikalischen Gegebenheiten der Einzelsprachen ziehen lassen. Besonders im Falle spätbezeugter indogermanischer Einzelsprachen, wenn also zwischen der Erstbezeugung einer Sprache und der Grundsprache eine länger währende „Dunkelepoch“ liegt, ist der Rückgriff auf die indogermanische Grundsprache unentbehrlich. In einer solchen „Dun-

kelepoche“ kann sich eine Vielzahl von Sprachwandelphänomenen vollzogen haben, über deren Verlauf wir im einzelnen keinerlei Kenntnis haben. Konfrontieren wir aber einen bestimmten einzelsprachlichen Befund mit dem entsprechenden der indogermanischen Grundsprache, so sind dennoch in vielen Fällen Aussagen darüber möglich, ob eine sprachliche Gegebenheit etwas Altes fortsetzt oder eine Um- oder Neubildung darstellt.

Der zweite Grund: Die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache ist deshalb notwendig, weil sie gestattet, in den für alle Träger der indogermanischen Einzelsprachen geschichtslosen Raum des 3./4. Jahrtausends vor Christus vorzustoßen. Dadurch, daß aus dem Vergleich der Einzelsprachen ein beträchtlicher Teil des urindogermanischen Wortschatzes erschließbar ist, erhalten wir einen Einblick in die geistige und materielle Kultur jener Zeit, in Denkstrukturen, religiöse Vorstellungen und soziale Verhältnisse. So wissen wir zum Beispiel, daß die Träger der indogermanischen Grundsprache den Tageshimmel als Gott verehrten und ihn „Vater“ nannten, wie einzelsprachlich etwa in dem Götternamen *Juppiter* (mit ursprünglichem **pater* als Hinterglied) erhalten ist. Wie noch genauer ausgeführt wird, gab es in der indogermanischen Grundsprache auch bereits den Begriff des Einzelhauses, was wiederum für die Siedlungsgeschichte aufschlußreich ist. Da wir aus der indogermanischen Grundsprache mithin das Älteste, was wir aus der Sprache über unsere eigene Geschichte erfahren können, lernen und die rekonstruierte Grundsprache die Beurteilungsbasis für die indogermanischen Einzelsprachen abgibt, wird die Indogermanistik nach wie vor daran festhalten, die Rekonstruktion der Grundsprache zu verbessern. Die bei der Rekonstruktion angewandten Methoden haben sich ja im Laufe einer über 100jäh-

rigen Forschung derart weiterentwickelt und verfeinert, daß der dänische Sprachforscher Louis Hjelmslev zu folgendem Urteil über die Indogermanistik kam: „... man [darf] die genetische Sprachwissenschaft als absolut exakt bezeichnen; sie ist vielleicht das exakteste Gebiet innerhalb der ganzen Geisteswissenschaft.“ Dieses Urteil ist deswegen von Bedeutung, weil Hjelmslev ein wichtiger Vertreter der strukturellen Sprachwissenschaft ist und diese Richtung der Sprachwissenschaft ebenso wie die Indogermanistik über eine strenge Methodik verfügt.

Wenn nun von Nichtfachleuten behauptet wird, in der indogermanischen Sprachwissenschaft sei schon alles entdeckt, so ist dazu zu sagen, daß in der Tat auf diesem Gebiet bereits eine große Menge an Arbeit geleistet worden ist; und ob so spektakuläre Entdeckungen unseres Jahrhunderts wie im anatolischen Bereich die Entzifferung und die Zuordnung des Hethitischen zu den indogermanischen Sprachen und im Griechischen die Entschlüsselung des Mykenischen in Zukunft noch folgen können, ist ungewiß. Doch erstens ist das bereits entdeckte und als indogermanisch beurteilte Sprachmaterial bei weitem noch nicht vollständig ausgewertet. Zweitens gibt es – etwa im Anatolischen und Keltischen – laufend Neufunde, die für die Evidenz unserer Rekonstruktionen von Belang sind.

Die zunehmend exaktere Auswertung des vorhandenen Sprachmaterials, die gegebenenfalls zur Neuinterpretation von sprachlichen Daten führt, und die Neufunde in den indogermanischen Einzelsprachen lassen also den Vorwurf, in der Indogermanistik sei alle Arbeit bereits getan, als hinfällig erscheinen. Doch auch wenn nach den Methoden der traditionellen Indogermanistik auf jeden Fall noch Neues zu entdecken ist, gibt es vielleicht immer noch Skeptiker, die weitere Be-

gründungen für die Notwendigkeit des Faches Indogermanistik fordern. Solche ergeben sich aus den Berührungen mit Nachbargebieten.

Berührungen mit Nachbargebieten

Es liegt auf der Hand, daß die Indogermanistik die Basis für sprachhistorische Untersuchungen in den an den Universitäten vertretenen Einzelphilologien, also etwa in der Germanistik, Anglistik, Latinistik, Gräzistik und Slavistik, bieten kann, da sie sich ja mit den jeweils frühesten Stadien der einzelnen indogermanischen Sprachen befaßt. In vielen Fällen finden Sprachwandelphänomene, die in der Geschichte der historisch bezeugten Einzelsprachen beobachtbar sind, ihre Deutung allein in den durch die Indogermanistik bereitgestellten Erklärungen. Weiterhin kann die Indogermanistik aufgrund ihrer Arbeitsmethoden und des Umgangs mit den zahlreichen Einzelsprachen Erkenntnisse in die sprachwissenschaftliche Diskussion einbringen, die wegen der Beschränkung auf zumeist nur eine indogermanische Sprache innerhalb der Einzelphilologien gar nicht gewonnen werden können.

Damit kommen wir zum Nutzen der indogermanischen Sprachwissenschaft für die allgemeine Sprachwissenschaft. Dadurch, daß die Indogermanistik Veränderungen in einer Vielzahl von Sprachen über große Zeiträume hinweg beobachtet, stellt sie genügend Material zur Verfügung, aus dem die allgemeine Sprachwissenschaft Verallgemeinerungen ziehen kann; diese schlagen sich vielleicht einmal in einer allgemeinen Theorie des Sprachwandels nieder. Es ist bezeichnend, daß Henry M. Hoenigswald in seinem Beitrag „Gibt es Universalien des Sprachwandels?“ bedauert, daß er für die These, Lautwandel weite sich allmählich aus, bis er unmotiviert

werde, nur ein Beispiel aus der Morphologie, und zwar allein aus den indogermanischen Sprachen, anführen kann. Die Parallele ist für ihn die Verschmelzung der beiden nicht-singularen Numeri Dual und Plural zu einer Form, wobei sich die Motivation für diese Verschmelzung so lange erweitere, bis sie vollständig wird. In der Tat kann man hier von einem gerichteten Sprachwandelprozeß sprechen; denn es gibt wohl keine Parallelen dafür, daß zu den Numeri Singular und Plural ein Dual geschaffen wird, sondern nur den Fall der Reduzierung der drei Numeri Singular, Dual und Plural auf zwei, nämlich Singular und Plural. Da also die Indogermanistik sowohl für die Einzelphilologien als auch für die allgemeine Sprachwissenschaft von Gewinn sein kann, stellt sie im Bereich der interdisziplinären Forschung ein erkenntnisförderndes Bindeglied zwischen unterschiedlichen Disziplinen dar. Nachdem wir nun die wichtigsten Bereiche links des Wendepunkts abgesteckt haben, geht es nun um die Gewichtsverlagerungen auf die rechte Seite und damit um neue Forschungsansätze in der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Neue Forschungsansätze in der vergleichenden Sprachwissenschaft

Ebenso wie die Indogermanistik der allgemeinen Sprachwissenschaft von Nutzen sein kann, kann sie von der modernen und allgemeinen Sprachwissenschaft profitieren. Die moderne Sprachwissenschaft, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Ferdinand de Saussure (1857–1913) begründet wurde, hebt sich von der vorausgehenden Richtung der Sprachwissenschaft hauptsächlich dadurch ab, daß sie theoretisch, beschreibend und synchronisch, d. h. immer nur einen bestimmten Sprachzustand untersuchend, ausgerichtet ist. Und was die allgemeine Sprachwissen-

schaft betrifft, so wurde zwar zu allen Zeiten über allgemeine, die Sprache betreffende Fragen nachgedacht. Bedient sich die allgemeine Sprachwissenschaft jedoch der Methoden der „modernen“ Sprachwissenschaft, so kann man von einer „modernen“ allgemeinen Sprachwissenschaft sprechen. Es werden nun sechs Bereiche der modernen und allgemeinen Sprachwissenschaft ausgewählt und anhand von mir untersuchten Fällen und Problemen Exempel dafür gegeben, wie die Erkenntnisse dieser Wissenschaftsdisziplinen für die indogermanische Sprachwissenschaft nutzbar gemacht werden können. Die Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik sollen aus den Bereichen der Lautlehre, Morphologie, Wortbildung, Syntax, Semantik und Pragmatik gewonnen werden.

Lautlehre

Wie schon bemerkt, bleibt die Beobachtung von Lautgesetzen nach wie vor eine Aufgabe der Indogermanistik. Die moderne und allgemeine Sprachwissenschaft kann jedoch insofern behilflich sein, als sie Kriterien für plausible lautliche Entwicklungen an die Hand gibt. Während man früher zum Beispiel ohne weiteres Assimilationen von *kn* > *kk*, *tn* > *tt* und *pn* > *pp* angenommen hat, hält man heute derartige Lautentwicklungen für unwahrscheinlich. Das geschieht zu Recht, denn zum Beispiel das Lateinische zeigt, daß in solchen Fällen *ηn*, *nn* und *mn* entsteht; vgl. etwa lat. *dignus* (-ī-?) „würdig“ [*dīgnus*] < **dekno-* zu lat. *decet* „es ziemt sich“; *penna* „Flügel“ < **petnā* zu griech. πέτομαι „fliege“; *somnus* „Schlaf“ < **suēpno-* zu griech. ύπνος „Schlaf“. *kk*, *tt*, *pp* können also nicht unmittelbar aus *kn*, *tn*, *pn* hervorgegangen sein. Daß in der Tat die traditionelle phonetische Beschreibung aufgegeben werden muß, legen in jüngster

Zeit vorgebrachte generelle phonetische Überlegungen nahe, die auf der Untersuchung von Sprachdaten aus den verschiedensten Sprachen beruhen. Es zeigt sich, daß in einer Silbenfolge mit einem *-k*, *-t* oder *-p* als Silbenauslaut und einem *n*- als Anlaut der nächsten Silbe der nasalhaltige Silbenanlaut gegenüber dem silbenauslautenden Verschlußlaut offenbar als ein zu schwacher Laut empfunden und daher verstärkt wurde. Das führte zu einer Verdoppelung des Verschlußlauts und damit zu den Lautfolgen *-k-kn-*, *-t-tn-* und *-p-pn-*, deren Nasal dann getilgt wurde. Ein aus *kn*, *tn*, *pn* hervorgegangener Doppelverschlußlaut beruht also nach neuesten Erkenntnissen auf einer echten Verdoppelung und nicht auf einer Assimilation. Was ergibt sich nun aus diesem Beispiel für die Indogermanistik? Die erste These für eine Indogermanistik am Wendepunkt lautet: Bei der Aufstellung und eventuellen Neuformulierung von Lautgesetzen sind die Prinzipien der allgemeinen Phonetik stärker als bisher zu beachten. Lautgesetze sind nur dann überzeugend, wenn sie phonetisch einleuchtend begründet werden können.

Morphologie

Der Gegensatzbegriff zu „Lautgesetz“ ist „Analogie“. Unter Analogie versteht man ein Ergebnis sprachlichen Wandels, der sich unter dem Einfluß konkurrierender sprachlicher Formen vollzieht und tendenziell Regelmäßigkeit in der Sprache besonders dort herstellt, wo durch Lautwandel eine Vielfalt von Formen entstanden ist. Analogien finden sich in allen sprachlichen Bereichen, besonders aber innerhalb der Morphologie, weshalb wir unter dem Punkt Morphologie Probleme der Analogie erörtern. Während man nun bei dem Begriff Lautgesetz, wie die Bezeichnung schon sagt, von Gesetzmäßig-

keiten ausging, verfuhr man bei der Analogie anders. Analogien wurden zumeist als völlig regellose Sprachwandelphänomene angesehen. Doch gibt es auch bei der Annahme von Analogien gewisse Gesetzmäßigkeiten, was anhand eines Beispiels aus dem Germanischen verdeutlicht werden soll.

Um das folgende verstehen zu können, ist zunächst der Hinweis nötig, daß es im Germanischen geminierte Medien gegeben hat. Diese stellen eine Neuerung gegenüber dem Urindogermanischen dar, denn solche Geminaten besaß die indogermanische Grundsprache nicht. Zur Erklärung der Doppelmedien sind zwei Erklärungen vorgeschlagen worden: Man hat diese lautgesetzlich zu erklären versucht oder als bedeutungstragende, d.h. laut-symbolische oder expressive Laute aufgefaßt.

In meiner Arbeit „Expressivität und Lautgesetz im Germanischen“ (1988) bin ich der Frage nachgegangen, ob bei den Doppelmedien Lautgesetzlichkeit oder Lautbedeutsamkeit vorliegt, so auch bei einem germanischen Wort für „Frosch, Kröte“, das ein Doppel-*dd-* aufweist: altnordisch *padða*, mittlenglisch *padde* (mittlenglisch *padðoke*), neufriesisch *padde*, mittelniederländisch, mittelniederdeutsch *padde*, neuniederdeutsch, ostfriesisch *padde*. Da dieses Wort wie griech. βάρταχος „Frosch“ mit einem Labial anlautet und im Inlaut ein Dental erscheint, hat man die beiden Wörter verbunden und als aus der indogermanischen Grundsprache ererbt betrachtet. Ist dies der Fall, so müßte man für die Vorform des Wortes „Frosch, Kröte“ eine Lautform **paddan-*, die zwei Frikative, also Reibelaute, enthält, annehmen und im Germanischen folgende *n*-haltige Stammformen für den Nominativ und Genetiv rekonstruieren:

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **padn-*,

wobei im Genetiv, wie hier nicht weiter begründet werden soll, aus **-dn-* (über **-ddn-* > **-dd-* > **-dd-* > *-tt-*) lautgesetzlich ein Doppel-*tt-* entsteht. Das Paradigma lautet nun:

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **patt-*.

Es liegt auf der Hand, daß in einem Paradigma mit so unterschiedlichen Dentalen ein analogischer Ausgleich der Dentale erfolgt. Wollte man innerhalb dieses Paradigmas zu der Vorform **paddan-* gelangen, so wäre anzunehmen, daß in das Doppel-*tt-* des Genetivs das Merkmal stimmhafter Frikativ vom Nominativ eingeführt wurde, wodurch ein neues Paradigma **paddan-* entstand:

Sg.Nom. **padan-* → **paddan-*
Gen. **patt-*

Um es gleich vorweg zu sagen: Die Annahme eines solchen analogischen Ausgleichs ist höchst unwahrscheinlich. Tritt in einem Paradigma wie

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **patt-*

ein Ausgleich ein, so würde man erwarten, daß der Okklusiv und nicht der Frikativ verallgemeinert wird, daß also ein Paradigma der Form

Sg.Nom. **padan-* → **patan-*
Gen. **patt-*

entsteht. Warum? Ein Frikativ ist schwerer auszusprechen als ein Okklusiv. Das zeigt ganz eindeutig der Spracherwerb: Wenn Kinder sprechen lernen, lernen sie zuerst die Okklusive auszusprechen und erst später die Frikative. In den Termini der Markiertheits- oder Natürlichkeitstheorie – Theorien, die zwischen merkmalhaften und weniger merkmalhaften sprachlichen Einheiten unterscheiden – sagt man daher: Das phonetische Merkmal Frikativ ist markierter als das phonetische Merkmal Okklusiv. Nun gilt gemäß dem Postulat von der „Natürlichkeit“

sprachlichen Wandels, daß bei analogischen Veränderungen ein Markiertheitsabbau, also ein Wandel vom Markierten zum weniger Markierten, eintritt. Für unser Wort **paddan-* besagt dies, daß der Doppelfrikativ nicht analogisch entstanden sein kann. Die Lautform dieses Wortes muß also anders erklärt werden. Das ist möglich; denn überlegt man sich, was dieses Wort bedeutet, so kann die Lautung eines Wortes für „Frosch, Kröte“ durchaus onomatopoetisch sein. Verwandte Bildungen deuten darauf hin, daß mit **padd-* der Laut, den eine hüpfende Kröte beim Aufkommen auf dem Boden macht, nachgeahmt wird.

Was hat sich nun als zweite These für eine zukunftsorientierte Ausrichtung der Indogermanistik ergeben? Bei analogisch bedingtem Sprachwandel sind ebenso wie beim Lautwandel Gesetzmäßigkeiten zu postulieren, welche mit den Erkenntnissen der Markiertheits- und Natürlichkeitstheorie in Einklang stehen.

Wortbildung

Während es bei der Morphologie um Formen eines Wortes geht, untersucht die Wortbildung, wie aus schon vorhandenen Sprachelementen neue Wörter entstehen. Ein besonders interessanter Wortbildungstyp ist die Zusammensetzung, die sich wiederum in verschiedene Untertypen gliedert. Während nun im heutigen Deutsch sogenannte Determinativkomposita wie *Briefmarkenalbum*, in denen das zweite Element (*-album*) durch das erste (*Briefmarken*) näher bestimmt wird, ungeheuer produktiv sind, sind ein Besitzverhältnis ausdrückende Komposita, also Possessivkomposita wie *Achtzylinder*, eigentlich „Auto, das acht Zylinder hat“, in der Gegenwartssprache nur schwach vertreten. Genau umgekehrt waren die Verhältnisse in der indogermanischen Grund-

sprache. Gegenüber dem Possessivkompositum war der Typ des Determinativkompositums im Indogermanischen kaum entwickelt. Warum das so war, soll hier nicht weiter erörtert werden. Es ist vielmehr auf bisherige Beschreibungen einiger Typen von Possessivkomposita in indogermanischen Sprachen einzugehen, woraus dann weitere Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik abgeleitet werden. Die überwiegende Zahl der Possessivkomposita in den indogermanischen Sprachen ist so gebildet, daß wie bei dem deutschen Wort *Achtzylinder* das Hinterglied aus einem Substantiv besteht und das Vorderglied das Hinterglied näher bestimmt; vgl. altindisch *iṣu-hasta-* „Pfeile in der Hand habend“, eigentlich „eine Hand mit Pfeilen [darin] habend“ (*iṣu-* „Pfeil“ + *hāsta-* „Hand“); gleichbedeutendes griech. ἰοχέαιρα als Attribut der Artemis (ἰός „Pfeil“ + χεῖρ „Hand“); altirisch *nocht-chenn* „barhäuptig“ (*nocht* „nackt“ + *cenn* „Kopf“); althochdeutsch *krumb-nasi* „mit einer krummen Nase, stumpfnasig“, neuhochdeutsch *bar-fuß*. Ursprünglich waren Possessivkomposita auf dem Hinterglied, also auf dem Substantiv, betont. Diese Betonungsweise diente der Adjektivierung des Kompositums; vergleichbar ist die Akzentuierung von Simplizia auf der letzten Silbe, wodurch aus einem Substantiv ebenfalls ein Adjektiv entsteht, wie etwa altindisch *karná-* „mit (großen) Ohren versehen“ gegenüber altindisch *kárṇa-* „Ohr“ und griech. ὄβος „buckelig“ gegenüber griech. ὄβος „Buckel“ zeigen. Im Kompositum steht also das Element, das die Wortart der Bildung bestimmt, an zweiter Stelle; es wird daher als Kopf des Kompositums bezeichnet. Nun gibt es aber auch als Possessivkomposita auffaßbare Zusammensetzungen, in denen die Anordnung der Kompositionsglieder umgekehrt erscheint. In solchen Fällen spricht man von

umgekehrten Possessivkomposita; vgl. griech. πόδ-αργος „schnellfüßig“ (πούς, ποδός „Fuß“ + ἄργός „schnell beweglich“); altirisch *cenn-mar* „großköpfig“ (*cenn* „Kopf“ + *mār* „groß“); althochdeutsch *nasa-krumb* „mit einer Adlernase, *aquilus*“, altisländisch *aug-dapr* „mit trüben Augen“ (*auga* „Auge“ + *dapr* „traurig, betrübt“); lat. *animaequus* „gleichmütig“ (*animus* „Sinn“ + *aequus* „gleich“). Man geht hier deswegen von umgekehrten Possessivkomposita aus, weil nicht das Hinterglied, sondern das Vorderglied durch das zweite Kompositionsglied semantisch bestimmt wird. So wird zum Beispiel sowohl für lat. *aequanimus* als auch für lat. *animaequus* die gleiche Bedeutung „gleichmütig“ angenommen. Doch stellt sich die Frage, ob im Falle des Typs *animaequus*, also des Typs mit dem Substantiv im Vorderglied, wirklich ursprüngliche Possessivkomposita vorliegen. Betrachtet man die Anordnung von Kompositionsgliedern in ganz unterschiedlichen Sprachen, so zeigt sich nämlich, daß der Kopf eines Kompositums, d. h. das wortartbestimmende Element, immer entweder rechts oder links, d. h. entweder an der ersten oder zweiten Stelle, steht. Auch aus der Beobachtung des Spracherwerbs ergibt sich, daß ein Kind die Regeln für die Bildung von Komposita nur dann erlernen kann, wenn es von der Hypothese ausgeht, daß nur eine der beiden Stellungsregeln richtig ist. Im Falle von lat. *animaequus* ist also der Kopf nicht *animus*, sondern, was aus der adjektivischen Natur des Hinterglieds *aequus* „gleich“ natürlicherweise folgt, das Adjektiv im Hinterglied. Damit ist aber der Typ lat. *animaequus* kein Possessivkompositum, sondern eigentlich ein Determinativkompositum mit der Bedeutung „in der Gesinnung gleich[mütig]“. In ähnlicher Weise sind die anderen angeführten scheinbar umgekehrten Possessivkompo-

sita als ursprüngliche Determinativkomposita aufzufassen. Wir postulieren demnach die Zweitstellung des Kopfes im Possessivkompositum.

Will man diese Aussage weiter stützen, so können hierfür Überlegungen, die in den 60er Jahren der Anthropologe und Afrikanist Joseph Greenberg mit seiner „Basic Order Typology“ hervorgebracht hat, nützlich sein. Charakteristisch für Greenbergs Betrachtungsweise ist die Verbindung von Sprachtypologie und Universalienforschung. Unter Sprachtypologie versteht man die Klassifikation der natürlichen Sprachen aufgrund bestimmter Merkmale. Das Forschungsziel ist, für die natürlichen Sprachen ein Ordnungssystem aufzubauen, das sich aus ihrer globalen Ähnlichkeit ergibt, und die Konstruktionsmechanismen der Sprachen aufzudecken. Und was die Universalienforschung betrifft, so nimmt man in dieser Forschungsrichtung an, daß es Eigenschaften gibt, die alle natürlichen Sprachen besitzen, eben die Universalien, etwa, daß alle Sprachen über eine grammatische Organisation verfügen oder daß sie Wortarten haben. Von besonderem Interesse ist nun sowohl für die Sprachtypologie als auch für die Universalienforschung die Stellung von Subjekt, Objekt und Prädikat, wobei von den sechs möglichen Abfolgen in den Sprachen der Welt normalerweise nur drei realisiert werden, nämlich Verb/Subjekt/Objekt, Subjekt/Verb/Objekt und Subjekt/Objekt/Verb. Man geht davon aus, daß in jeder Sprache eine dieser drei Möglichkeiten vorherrscht. Für die Frage nach der Stellung des Kopfes in Komposita ist nun wichtig, daß die drei Stellungsmöglichkeiten Verb/Subjekt/Objekt, Subjekt/Verb/Objekt und Subjekt/Objekt/Verb mit anderen Wortstellungserscheinungen verknüpft werden, und zwar auch mit der Anordnung der Teile von Wortbildungen.

Gehen wir aber zunächst auf die Stellung des Kopfes in syntaktischen Fügungen ein. Unter dem Kopf einer syntaktischen Fügung versteht man ein Element, das der gleichen Formklasse wie die gesamte Fügung angehört; vgl. etwa den substantivischen Kopf *Obst* in der substantivischen Fügung *das frische Obst*. Der Kopf einer syntaktischen Fügung fungiert also etwas anders als der Kopf eines Kompositums – wie gesagt: der Kopf eines Kompositums legt die Wortart fest. Betrachtet man nun die Stellung von Köpfen in den verschiedenen Sprachen, so befindet sich etwa im Französischen sowohl der Kopf eines Kompositums als auch der Kopf einer syntaktischen Fügung an der Spitze der Gesamtkonstruktion; vgl. die syntaktische Fügung *la main gauche* „die linke Hand“ mit dem Kompositum *film muet* „Stummfilm“ (vgl. demgegenüber im Deutschen *der silberne Löffel, der Silberlöffel* mit dem Kopf am Ende der Gesamtkonstruktion). Das könnte darauf hindeuten, daß ein enger Zusammenhang zwischen der Stellung eines Kopfes in einem Kompositum und der Stellung eines Kopfes in einer syntaktischen Fügung besteht. Wir wollen diese Frage hier nicht weiter verfolgen, aber doch darauf hinweisen, daß die Sprachtypologie und Universalienforschung in Fragen der Stellung von sprachlichen Elementen in Wortbildung und Syntax der Indogermanistik auf jeden Fall weiterhelfen und sie zu neuen Einsichten führen kann. Allerdings ist die Anwendung von sprachtypologischen Erkenntnissen auf die indogermanischen Sprachen nicht so einfach, wie es etwa die beiden Amerikaner Winfred P. Lehmann und Paul Friedrich in ihren Arbeiten aus den 70er Jahren suggerieren. Da beide Forscher nur das Material aus den indogermanischen Sprachen betrachtet haben, das ihnen für ihre Theorie tauglich erschien, kamen sie zu vorschnellen Verall-

gemeinerungen, ja sogar zu einander entgegengesetzten Aussagen über die indogermanische Wortfolge. So betrachtet Lehmann (1974) das Urindogermanische als Sprache vom Typ Objekt/Verb oder (Subjekt)/Objekt/Verb, während Friedrich (1975) gerade die umgekehrte Struktur, also Subjekt/Verb/Objekt, annimmt. Um in dieser Frage weiterzukommen, hilft nur die minutiöse Betrachtung von Textkorpora, und zwar besonders desjenigen Materials, das Altertümliches und Ausnahmeerscheinungen bewahrt zu haben scheint. Denn vor allem hier und nicht in den produktiven, regelmäßigen Strukturen können am ehesten Stellungsregularitäten der indogermanischen Grundsprache verborgen sein.

Die Betrachtung der Stellung des Kopfes in Possessivkomposita unter dem Punkt Wortbildung hat zu Fragen der Stellung von sprachlichen Elementen im allgemeinen geführt. Nicht nur die Spracherwerbsforschung, sondern auch die Sprachtypologie und Universalienforschung sind Forschungsrichtungen, auf die die Indogermanistik bei ihren weiteren Forschungen gewinnbringend zurückgreifen kann.

Syntaktisches

Unter dem Punkt Wortbildung wurde bereits auf Fragen der Syntax eingegangen. Nun ist anhand eines weiteren Beispiels aus der Syntax zu zeigen, wie moderne Erkenntnisse in der Syntax die Anschauungen vom Satzbau im Indogermanischen verbessern können.

Der Satztyp:

Man lobte das Verdienst der Tarifpartner, daß sie eine Einigung zustande brachten, bei dem von einem Abstraktum als Kopf einer syntaktischen Konstruktion, hier *Verdienst*, ein attributiver *daß*-Satz abhängt, ist erstaunlicherweise bereits für das Indogermanische anzunehmen. Das

zeigen Sätze mit Abstrakta der Bedeutung „Heldentat“ und „Verblendung“ + *daß*-Satz im Altindischen und Griechischen:

altindisch Rigveda 1, 131, 4

*viduṣ te asyá vīryàśya pūrāvah
pūro yád indra śāradīr avātirah*

„die Puru kennen diese Heldentat von dir, daß du die herbstlichen Burgen niederwarfst“, und:

griech. Ilias A 411 f.

γνῶ δὲ καὶ Ἀτρεΐδης . . .

ἦν ἄτην, ὃ τ' ἄριστον Ἀχαιῶν οὐδὲν ἔτισεν

„und es erkenne auch der Atride . . . seine Verblendung, daß er den besten der Achaier für nichts geachtet hat“

Daß derartige Sätze bereits für das Indogermanische zu postulieren sind, ist deswegen erstaunlich, weil es sich bei der Verbindung von Abstrakta wie *Verdienst*, *Heldentat*, *Verblendung* + attributiver *daß*-Satz um höchst komplizierte Konstruktionen handelt. Da der Inhalt eines Abstraktums expliziert wird, spricht man seit B. Delbrück im Falle solcher *daß*-Sätze von Explikativsätzen. Nun können aber längst nicht alle Abstrakta mit einem Explikativsatz verknüpft werden; man kann zum Beispiel nicht sagen: **die Rückkehr, daß*. Woran liegt das nun? Von mir am Neuhochdeutschen durchgeführte Untersuchungen haben ergeben, daß nur Abstrakta, deren zugrundeliegender Begriff eine Ausdifferenzierung in verschiedene Einzelbestandteile, also etwa in verschiedene Handlungen oder Ereignisse, erlaubt, mit einem *daß*-Satz verbunden werden können. Zum Beispiel kann ein Begriff wie „Glück“ nach verschiedenen Glücksfällen differenziert und das Abstraktum so mit einem attributen *daß*-Satz verbunden werden. Daß mit dieser Analyse generell geltende Eigenschaften von Abstrakta erfaßt werden, zeigt das folgende Beispiel aus der altiranischen Sprache Avestisch, in dem ebenfalls ein Abstrak-

tum der Bedeutung „Glück“ mit einem *daß*-Satz verknüpft ist:

jungavestisch Yašt 5,34 *auuaṭ āiiaptəm dazdi.mē . . . yaṭ bauuāni aiβi vaniiā*

„jenes Glück schenke mir, daß ich Sieger werde“

Daß demgegenüber ein Abstraktum wie *Rückkehr* nicht mit einem *daß*-Satz verbunden werden kann, liegt daran, daß bei diesem Begriff keine Ausdifferenzierung nach verschiedenen Arten von *Rückkehr* möglich ist. Derartige Erkenntnisse können nun auch bei der Interpretation von Texten aus den indogermanischen Sprachen eingesetzt werden. So ergibt sich aus der Verwendungsweise des eben genannten Wortes *Rückkehr* im Neuhochdeutschen ganz klar, daß die Deutung des *daß*-Satzes als Explikativsatz an der folgenden Stelle aus dem Altindischen unzutreffend ist:

Rigveda 3, 9, 2

kāyamāno vanā tvám

yán mātṛ ājagann apáh

ná tát te agne pramṛṣe nivārtanam

yád dūrē sánn ihābhavaḥ

„Nachdem du, der du an den Hölzern Gefallen hast, zu deinen Müttern, den Wassern, gegangen warst, ist diese deine *Rückkehr*, o Agni, nicht zu vergessen, also daß du, (obwohl) in der Ferne befindlich, (wieder) hier erschienen bist.“

Der *daß*-Satz ist hier kein von dem Abstraktum *Rückkehr* abhängiger Attributivsatz, sondern nur eine Art Nachtrag zu diesem Abstraktum. Wie der Einschub *also* verdeutlicht, ist dieser Nachtrag nicht untergeordnet, sondern er steht auf der gleichen syntaktischen Stufe wie das Abstraktum *Rückkehr*.

Wörter wie *Glück* und *Rückkehr* zeigen also, daß bei den Abstrakta zu scheiden ist in solche, die mit einem *daß*-Satz verbunden werden können, und in solche, wo dies nicht möglich ist. Abstrakta des Typs *Glück* sind also nicht den Kontinuativa –

das sind Bezeichnungen für nichtteilbare Elemente – zuzuordnen, oder, wie man in der modernen Semantikforschung sagt, Begriffen, die kontinuierlich eine einelementige Klasse repräsentieren; ein solches Abstraktum wäre etwa auch das Wort *Friede*. Abstrakta wie *Glück*, bei denen man nach verschiedenen Glücksfällen differenzieren kann, gehören vielmehr zu den diskontinuierlichen, mehrelementigen Klassen umfassenden Begriffen. Wie sind wir nun auf diese zwei Typen von Abstrakta in den indogermanischen Sprachen gekommen? Wir haben von der modernen Semantikforschung vorgeschlagene semantische Kriterien zur Beschreibung eines syntaktischen Phänomens herangezogen. Daraus ergibt sich als weitere These für eine zukunftsorientierte Ausrichtung der Indogermanistik: Abgesehen davon, daß das eingangs angesprochene Syntaxdefizit der Indogermanistik beseitigt werden muß, sind bei Forschungen auf diesem Gebiet die Ergebnisse der modernen Semantikforschung zu berücksichtigen.

Semantik

Nicht nur der Verbindung von Syntax und Semantik, sondern auch der Semantik allein gilt mein Forschungsinteresse. Dies ist nicht zuletzt dadurch bedingt, daß ich hier in Gießen die Bearbeitung des von Rolf Hiersche begründeten „Deutschen etymologischen Wörterbuchs“ übernommen habe. Dieses Wörterbuch steht in Gießen in einer großen Tradition. Der Gießener Indogermanist Hermann Hirt hat ebenfalls eine Abhandlung über die Etymologie der neuhochdeutschen Sprache verfaßt und zudem das Deutsche Wörterbuch von Friedrich Ludwig Weigand bearbeitet. Von den Punkten, in denen sich das von mir weitergeführte „Deutsche etymologische Wörterbuch“

von Konkurrenzunternehmen unterscheiden wird, ist besonders die eingehende Erforschung von Benennungsmotiven bei etymologischen Deutungen hervorzuheben. Der Begriff Benennungsmotiv ist kurz zu erläutern. Zwischen dem Wort als etwas Bezeichnendem und dem Bezeichneten besteht ein kausales Verhältnis, nämlich die Motivation der Benennung. Das Merkmal, das bei der Benennung für die Wahl einer sprachlichen Bezeichnung entscheidend ist, wird zum Repräsentanten dieses Gegenstands. Es liegt nahe, daß die motivierenden Merkmale entweder typische (primäre) Merkmale oder auffallende Charakteristika des jeweiligen Gegenstandes sind; dabei geben die in die Bezeichnung eingegangenen Merkmale Auskunft über den Grad der spontanen, empirischen Erkenntnis der Umwelt durch den Sprachträger. Wie kommt nun ein Sprachwissenschaftler, der die semantische Seite einer Etymologie begründen will, auf die Motivation für eine Benennung? Zwei miteinander zu kombinierende Verfahren stehen zur Verfügung. Als Grundlage für eine Etymologie sind zuerst die den Begriff konstituierenden relevanten Bedeutungsmerkmale zu ermitteln. Wenn man z. B. die heutige Bedeutung von „Haus“, dessen Benennungsmotive in den indogermanischen Einzelsprachen dann genauer betrachtet werden sollen, in einem modernen deutschen Wörterbuch nachschlägt, so kann man aus der Bedeutungsangabe „Gebäude, das Menschen zum Wohnen dient“ Benennungsmotive wie „Aufenthaltort“ oder „Schutz“ gewinnen, Benennungsmotive also, die sich aus der Vorstellung des Wohnens ergeben. Fehlen aber derartige Beschreibungen von Bedeutungsstrukturen, wie es für Wörter älterer Sprachstufen häufig der Fall ist, sind in Übereinstimmung mit den zur Zeit der Benennung herrschenden sachlichen Gegebenheiten die Merkmale des Objekts

zu ermitteln, die den damaligen Sprechern wesentlich erschienen sein könnten. Dabei kann man sich jedoch nicht immer auf die aus den ältesten Belegen eines Wortes erschlossene Ausgangsbedeutung, aus der sich dann die übrigen Bedeutungen ableiten lassen, stützen; denn diese braucht aufgrund von Bedeutungswandel mit dem durch das Etymon gegebenen Benennungsmotiv nicht unbedingt übereinzustimmen. Der nächste wichtige Schritt ist: Aussagen über ein Benennungsmotiv müssen durch Hinweise auf bedeutungsmäßig entsprechende Bezeichnungen aus möglichst dem gleichen Zeitraum gestützt werden, ein Verfahren, das in der etymologischen Forschung zu beachten ist, aber praktisch zu wenig berücksichtigt wird. Somit ergeben sich für den Etymologen folgende Arbeitsschritte:

- a. Ermittlung der Ausgangsbedeutung des Wortes
- b. Ermittlung des Benennungsmotivs
- c. Festsetzung der etymologischen Bedeutung.

Wenn wir nun die Benennungsmotive des Wortes *Haus* in den indogermanischen Sprachen betrachten, das, wie erwähnt, für die Siedlungsgeschichte der Träger der indogermanischen Sprachen von großem Interesse ist, so ergeben sich die Benennungsmotive und etymologischen Bedeutungen „Gebäude“, „Errichtetes“, „Stanggengerippe“, „Flechtwerk“, „Einraumhaus“, „Bedecktes, Schutz“, „Umzäuntes, Abgegrenztes“, „Aufenthaltsort“, „Lagerstätte“ und „Herd“. Diese Benennungsmotive sind nun nicht vereinzelt, sondern über die ganze Indogermania hin nachweisbar. So liegt zum Beispiel die Vorstellung von einem Haus als einem mit einem Dach versehenen, Schutz bietenden Gebäude vor in griech. *στέγη, τέγη* „Dach, Haus“; lat. *tectum* „Dach, Haus“; altirisch *tech* „Haus“; althochdeutsch, gotisch, altisländisch, altenglisch, altfrie-

sisch, altsächsisch *hūs* (gotisch nur in *gudhus* „Tempel“); althochdeutsch *hutta* „Hütte“; altindisch *śālā* „Haus, Gemach“; altwestnordisch *holl* „Halle, Saal, großes Gebäude“, altenglisch *heall* „Halle, Wohnung, Haus“, altsächsisch *halla* „Halle, Saal“, mittelhochdeutsch *halle* „Halle“; griech. *καλιά* „Hütte“; altkirchenslavisch *chramъ* „Haus, οἶκος, οἰκία“ [?].

Von den vielfältigen Aspekten, wie Semantik heute betrieben wird, wurde unter dem Punkt Semantik der für die Abfassung etymologischer Artikel eminent wichtige Begriff des Benennungsmotivs ausgewählt. Doch gilt nicht für unsere Arbeit am „Deutschen etymologischen Wörterbuch“ allein, sondern generell die These, daß eine zukunftsorientiert ausgerichtete Indogermanistik dem Studium der Bedeutung besondere Aufmerksamkeit widmen muß. Daß hier noch viel zu tun ist, zeigt sich allenthalben. Zum Beispiel bestehen kaum Konzeptionen zum semantischen Wandel. Dabei ist eine nach modernen Gesichtspunkten aufgestellte Typologie semantischen Wandels ein dringendes Forschungsdesiderat.

Pragmatik

Während es die Semantik mit der Bedeutung von Wörtern zu tun hat, fragt eine Richtung der Pragmatik danach, wie wir mit unserer Sprache handeln. In der Sprache geht es nicht nur um das Benennen von Sachverhalten oder sachverhaltsbezügliche Aussagen (propositionaler Gehalt), mit einer Äußerung kann vielmehr zugleich z. B. ein Befehl oder ein Rat-schlag oder eine Drohung oder eine Fest-stellung, also ein Sprechakt, vollzogen werden (Illokution), Bestandteile von Äu-ßerungen, die seit John R. Searle (1969) als propositionaler und illokutionärer Akt bezeichnet werden. Zum Sprechakt kommen gegebenenfalls weitere Stellungnah-

men des Sprechers zur Aussage hinzu, die sich in Bewertungen oder anderen Kommentaren wie zum Beispiel Erstaunen, Ungeduld, Resignation äußern können. Im Neuhochdeutschen werden Stellungnahmen des Sprechers vor allem durch die in einer erstaunlichen Vielfalt vertretenen Abtönungspartikeln wie *mal, ja, doch, schon, eben, halt* (illokutive Indikatoren) zum Ausdruck gebracht. Beispielsweise drücken die Abtönungspartikeln *eben* und *halt* in dem folgenden Satz eine Einsicht des Sprechers in einen objektiven Tatbestand aus, der resignierend als unabänderlich aufgefaßt wird:

Das Spiel ist eben (halt) verloren. (Das kann ich nicht ändern.)

Auch in älteren indogermanischen Sprachen gibt es derartige Partikeln. Zum Beispiel können etwa δῆ, ἤ im Griechischen, *num* im Lateinischen oder *aber* im Mittelhochdeutschen den Ausdruck des Vorwurfs oder der Überraschung in Fragen verstärken:

Homer Ilias, Φ 472 φεύγεις δῆ „Du fliehst wirklich?“

Ilias, I 340f. ἤ μοῦνοι φιλέουσ' ἀλόχους ... Ἀτρεΐδαι „Die Atriden lieben wohl allein ihre Weiber?“

Plautus Asinaria 619 *sed num fumus est haec mulier, quam amplexare?* „Ist diese Frau, die du umarmst, etwa Rauch?“

Schaidenreisser odyssea 51 W 1537 *tochter tochter, was für ain red ist dir aber auß deinem mund entfallen?*

Während in derartigen, den Ausdruck des Vorwurfs oder der Überraschung verdeutlichenden Partikeln die kommunikative Funktion dominiert, herrscht in Partikeln wie *ganz, höchst, sehr, überaus*, also in den hervorhebenden Partikeln, die semantische Funktion vor. Weiterhin gibt es Partikeln zum Ausdruck von Zeit- oder Ortsbezügen. Von diesen drei Partikeltypen besaß das Indogermanische sicher Zeit- und Ortsbezüge bezeichnende und hervor-

hebende Partikeln. Daraus sind aller Wahrscheinlichkeit nach die kommunikativen Funktionen wie Überraschung, Resignation verdeutlichenden Partikeln hervorgegangen. Wie das in den indogermanischen Sprachen vor sich gegangen ist, ist zwar für Einzelfälle bekannt, aber eine Typologie der Genese der kommunikativen Partikeln steht noch aus. Die Aufstellung einer solchen Typologie ist deswegen erstrebenswert, weil von dem Materialreichtum der indogermanischen Sprachen im Bereich der Partikeln wieder die allgemeine Sprachwissenschaft profitieren könnte. Auch könnte sie für die noch ausstehende umfassende Beschreibung derjenigen sprachlichen Mittel, die in modernen Sprachen Sprecherhandlungen und Sprechereinstellungen ausdrücken, von Nutzen sein. Jedenfalls aber ergibt sich als letzte These für eine zukunftsorientierte Indogermanistik, daß sie bei ihren Untersuchungen auch die Erkenntnisse der Sprachhandlungsforschung berücksichtigen sollte.

Zusammenfassung

Keinesfalls sollte durch die Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik der Eindruck entstehen, daß auf den herkömmlichen Bereichen dieser Disziplin nicht weiter geforscht werden sollte oder müßte. Der Sprachvergleich, die Aufstellung von Lautgesetzen und die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache gehören nach wie vor zu ihrem Kanon. Die vorgetragenen, meinen Arbeitsgebieten entnommenen Thesen sind daher, wie gesagt, nur als Gewichtsverlagerungen nach rechts vom Wendepunkt zu verstehen. Diese Thesen haben sich daraus ergeben, daß ebenso, wie die Einzelphilologien und die allgemeine Sprachwissenschaft aus den Erkenntnis-

sen der Indogermanistik Nutzen ziehen können, die Indogermanistik auch aus den Forschungsergebnissen benachbarter Disziplinen Gewinn ziehen kann. Schlagwortartig zusammengefaßt sind dies folgende Ziele: stärkere Berücksichtigung von Erkenntnissen der allgemeinen Phonetik bei der Formulierung von Lautgesetzen, Herausarbeiten und Festlegung von Gesetzmäßigkeiten im Falle der Analogien, sprachtypologische, Natürlichkeitstheoretische und die Spracherwerbsforschung zur Kenntnis nehmende Einsichten für die Beschreibung von Stellungselementen in Wortbildung und Syntax, Einbeziehung der modernen Semantikforschung in syntaktische Untersuchungen, Umsicht und besondere Sorgfalt in der Ermittlung von Benennungsmotiven bei Etymologien und schließlich die

Rezeption von pragmalinguistischen Fragestellungen und deren Auswertung. Nicht nur die Ausstrahlung des Faches Indogermanistik auf andere Fächer, die Neufunde in indogermanischen Sprachen und neue Deutungen des schon vorhandenen Sprachmaterials, sondern auch die in den Thesen vorgestellten Verlagerungen der Indogermanistik auf die rechte Seite des Wendepunkts geben Grund genug zu der Behauptung, daß dieses Fach Prädikate wie „veraltet“ oder „nutzlos“ nicht verdient. Die Verlagerung meiner indogermanistischen Forschungsschwerpunkte auf die rechte Seite des Wendepunkts möge, wie man im Griechischen mit dem Wort δεξιός, das „rechts“, aber auch „glücksverheißend“ bedeutet, sagt, glücksverheißend sein und sich so auswirken.